

# Berliner Tageblatt



## und Handels-Zeitung.

Über unbenutzte eingekaufte Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chief-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

### Der Heidelberger Parteitag.

Für eine einheitliche Partei auf Grund eines freiheitlichen Programms und einer die Bewegungsfreiesten Organisation hat sich gestern der Parteitag der deutschen Volkspartei in Heidelberg ausgesprochen. Dieser Beschluß hält sich äußerlich im Rahmen der Mündiger Resolution des Vierer Ausschusses, der ja gleichfalls einen Zusammenschluß der freimündigen Parteien im Auge faßte. Aber er macht doch zugleich etwas Neues mit sich geltend, das in München nur unter der Voraussetzung einer vorläufigen Bestätigung aber die wesentlichen Programmpunkte, organisatorischen und tatsächlichen Fragen angestellt worden war. Denn die süddeutschen Demokraten stellen nicht bloß die Einigung an die Spitze ihres Beschlusses, sondern sie erklären sich auch gegen eine Überwindung der gesunden Entwicklung hemmende Beschränkung. Und noch mehr als in der Resolution kam in der Verhandlung selbst der Wille zur Einigung zum Vorschein und erweistlichen Ausdruck. Wenn die große liberale Volkspartei vereint wird, dann wird man auf die Süddeutschen zählen können. Diese Gewissheit bleibt; und wir möchten die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Süden auch in diesem Falle den Norden mit sich fortziehen wird.

Allerdings haben die süddeutschen Demokraten die einschneidende Bedeutung gemacht, daß durch die Organisation die Bewegungsfreiheit der Parteigenossen der „einzelnen Länder“ gewährleistet wird. Unter den „einzelnen Ländern“ ist Württemberg, Baden und vielleicht auch Bayern zu verstehen. Der Ausdruck ist etwas schief, da selbst die Reichsverfassung nur von Bundesstaaten, nicht von „Ländern“ spricht. Dagegen will ja gerade der einschneidende Liberalismus die Reichseinheit gewiß nicht aufgeben. Was die Süddeutschen meinen, das ist die Abwehr zentralistischer Tendenzen, unter denen ihre Eigenart leiden könnte. Sie sagen: Macht im Norden, was wohl die wohl, aber läßt uns im Süden ungeliebt; wir wollen selbst entscheiden, was uns kommt und nicht.

Dieses Verlangen ist begründet. Nur erteilt man sich in Heidelberg als man annimmt, daß der liberale Norden auch nur in tatsächlicher und organisatorischer Beziehung eine Einheit darstelle. Es handelt sich hierbei überhaupt nicht um territoriale Differenzen, sondern um Meinungsverschiedenheiten, die sich oft genug in bestimmten Städten und gemeinden wiederholen. Und die norddeutschen Liberalen, die sich die Verhältnisse nicht von irgend einer Zentralstelle vorzeichnen lassen wollen, haben das gleiche Recht, nach ihrer Eigenart respektiert zu werden, wie die Süddeutschen. Der Individualismus ist nun einmal vom Liberalismus nicht zu trennen. Deshalb wird immer die Vorbedingung der liberalen Einigung bleiben müssen, daß der einzelne Parteigenosse nicht etwa in den Rahmen einer allseitigmachenden Parteibehörde gezwungen wird, ganz gleichgültig, ob er zufällig in einem der nördlichen oder der südlichen „Länder“ wohnt. Wollen die süddeutschen Liberalen dazu mitwirken, daß den norddeutschen Liberalen keine tatsächlichen und organisatorischen Fesseln geschmiedet werden, dann werden sie sich nicht bloß selbst den besten Dienst leisten, sondern sie

werden auch zu einem neuen Leben des Liberalismus im ganzen Reich tatkräftig mitwirken. Das ist es ja überhaupt, was alle aufrechten Liberalen von einer Einigung des entschiedenen Liberalismus erwarten, daß er nämlich selbst einen großen Aufschwung nimmt und damit auch auf die Gesetzgebung und Verwaltung im Reich und in den Einzelstaaten einen stärkeren Einfluß gewinnt. Herr v. Waber hat gestern in sehr geschickter Weise eine Rechtfertigung der vorliegenden Resolution vorgetragen; aber er konnte doch nicht darüber hinwegkommen, daß sich der Freisinn schon beim Vereinsgebot bloßgestellt hat, daß ihm Herr Waber bei seiner Wahlrechtsklärung im preussischen Abgeordnetenhaus den Stuhl vor die Tür stellte und daß die ganze Modorra in einem großen Saale des Liberalismus ihren Abschied nahm. Herr v. Waber hat sich deshalb etwas optimistisch, daß Herr v. Waber noch am Ende der Resolution die Hoffnung aufplante und schon wieder von Herrn v. Bettmann Hollweg das „Verständnis“ ermahnt, daß er auf den Liberalismus Rücksicht nehmen wird, soweit es unter den obwaltenden Umständen möglich ist.

In solchen Erwartungen läßt man sich täuschen. Und wie wir wir und wie die süddeutschen Liberalen, die Herrn v. Waber schlagen würden, so wenig können wir Herrn v. Waber auch ein Gegner der Befriedigung begrüßen, der wird auch durchaus mit Professor Ludde sympathisieren, der in der Resolution eine Abkehr nach rechts erblickte. Auch darin stimmen wir Herrn v. Waber durchaus bei, daß zwischen dem entschiedenen Liberalismus und der Sozialdemokratie zwar ein Gegensatz besteht, aber halten wir es mit ihm für nötig, die Beziehungen zwischen dem Freisinn und der demokratischen Vereinigung nicht abbrechen.

So bestimmt wir uns indessen bei dem Dilemma „Waber oder Ludde?“ auf die Seite des letzteren schlagen würden, so wenig können wir Herrn v. Waber auch ein Gegner der Befriedigung begrüßen, der wird auch durchaus mit Professor Ludde sympathisieren, der in der Resolution eine Abkehr nach rechts erblickte. Auch darin stimmen wir Herrn v. Waber durchaus bei, daß zwischen dem entschiedenen Liberalismus und der Sozialdemokratie zwar ein Gegensatz besteht, aber halten wir es mit ihm für nötig, die Beziehungen zwischen dem Freisinn und der demokratischen Vereinigung nicht abbrechen.

\* Auf dem Freiheitspartei der Liberalen Partei in Wahlkreis Nordbrandenburg-Grafschaft Gohrenstein, der gestern in Nordbrandenburg, wurde ein Privat-Telegramm zufolge in einer Resolution die **Verpflichtung der drei freimündigen Fraktionen** zu einer einzigen großen Fortschrittspartei als erstrebenswert im Interesse des Gesamtliberalismus bezeichnet, jedoch eine gründliche Besprechung über die in Betracht kommenden programmatischen und tatsächlichen Fragen als Vorbedingung hingestellt.

das höchste Wort. Knaus gehörte zu denen, die im Wege standen, die weichen mußten. Wenn er auch, wie man behaupten muß, niemals als Feind der Frauen aufgetreten ist, wie anders, wenn man sein Bild an der Wanderschaft, die damals als der einzige Maßstab der Kunst galt (es war das größte ästhetische Irrtum, der jemals geübt hat); ach! und das konnten seine lieblichen goldenen Träume so gar nicht vertragen. Man hatte in dem Drange des Kampfes seine Zeit, in der Schar der Begüter einzelne zu untercheiden, es gab Schnelldreher auf die ganze Waise: wenn es traf, traf es. Das war für die Wesen unter den Allen eine bittere Zeit.

Jetzt sprechen die Entel. Sie sind gewiß der Weltauf-fassung, die Knaus vertritt, noch viel ferner gerückt, starke und zum Teil brutale Naturen haben die Illusion von der Vortrefflichkeit des ländlichen Lebens erbaumungslos zer- stört. Sie empfinden die Lebensbedeutlichkeit der Darstellung, die Lebensfülle des Ausdrucks fast als Schmerz, sie können sie nicht einmal mehr auf dem Zuhörer übertragen, zu dessen geistigen Nutzen sie zu gehören schienen. Aber sie machen diese Dinge weniger zum Ausgangspunkt der Beurteilung eines Künstlers, geben in ihnen der Persönlichkeit ein größeres Recht, fassen sie, da sie über- wunden sind und der eigenen Kunst nicht mehr gefährlich werden können, sogar als Fremdbertigung und einen gewissen Liebesvollkommenheit. Und während die Natur, ein wenig im Kreis gefangen ist, ist die Kunst gefangen. Sie sehen sie nicht mehr bloß als Form, sondern als Gegenwert. Deshalb haben sie für gewisse Qualitäten Knauerischer Bilder aus seiner guten Zeit ein starkes Gefühl, ein stärkeres vielleicht als seine Zeitgenossen. Durch sie wächst er ihnen über viele verirrte Weisen der Dichtung hinaus. Wie er bei Farbe, das farb- material liebevoll, handwerklich liebevoll wie die alten Meister, behandelt, daß es ganz rein, ganz transparent, ganz fest dasteht und wie ein edler Stoff schimmert; wie er es hand- habet, vorsichtig und doch fest, daß der Fleck sitzt und tritt und man die schöne Färbeführung folgen kann, nicht, die beim Malen so wichtig ist wie die schöne Vogelform beim Geigen (Horn) und wie er immer, so weit ihm die Feinheiten laßt ein einzeln führt, das Bild im Auge hat und alles in feiner warmen goldenen Ton taucht, der zu seiner Auf- fassung der Dinge so gut paßt: das ist es, was wir be-

### Eisenbahnverbote.

Von [Redaktion verboten]

Ludwig Thoma.

Es gibt für achtungsvolle Bourgeois nur ein Mittel, auf Wibe zu antworten. Auch bei im trüglichen Feste erkläre Bestand wech das noch auszuliegen, das man beim boshaften Wadermeister die Gemmein absetzt oder beim feinsten Wirt kein Bier mehr holt, und so hilft sich der Staat, indem er unliebsame Wibelblätter auf seinen Bahnhöfen nicht mehr verkaufen läßt.

In diesem Sinne hat nun die bayerische Regierung den „Sim- plizissimus“ aus allen königlichen Verkaufsstellen entfernt unter dem Vorwande, daß die letzte Korrektur eines Wingen alle Gerenzen des Glanzes übersteige. Der wahre Grund ist natürlich ein anderer, denn das mit dem Staatsbroschüre geordnete Bild vor ungemein harmlos und in gewisser Beziehung schmeichlich, und es konnte wirklich niemandem auftragen.

Aber seit Jahren arbeitet der allmächtige Klerus daran, dem verhassten „Simplizissimus“ in irgendeiner Form den Krieg zu erklären.

Die Aut hatte eine solche Stehgröße erreicht, daß von ultra- montanen Vätern die Grundung eines katholischen Wibelblattes vor- geschlagen wurde, und zwar niemals ein bayerisches Merkurblatt auf einem Haufen besonnen gelesen hat, der weiß, wie unange- nehme die Vorhänge, mit solchen Köpfen zu machen, war.

Das Projekt verarmt in dem unermesslichen Sande ultramontaner Göttern. Nun ist — was man in Norddeutschland wohl nicht weiß — der eigentliche Leiter der bayerischen Eisenbahnen ein Gesitteter, der Abgeordnete Pichler aus Passau, welcher als Minister im bayerischen Landtag tatsächlich die Direktion an sich geüpelt hat.

Wenn das unwahrscheinlich klingt, der kennt eben bayerische Ver- hältnisse nicht und vergißt, daß die agrarische Majorität ohne jede Rücksicht auf Personen und Sachen die Lebenskraft der Zahl mis- braucht und daß sie einem ungeschlossenen Eisenbahnministerium zuleute lächerlich den Rest zu unterwerfen würde, genau so gewillig heilt und fädlich, wie sie vor Jahren die paar Lumpigen Soldaten für Kaufleute von Kaufverträgen gestrichen hat. Ja, der bayerische Eisenbahnminister — ein grandguignolischer Herr — muß sehr hoch sein, wenn sich die Friedensbedingungen der liberalen Partei bei ihm auf sein Nestort beziehen. Es fann ihm gelassen, aber er für den Jörn gegen seine Kollegen erhalten muß, und daß ihm die not- wendigen Pfennige zuwendet werden, weil sich die Politik gegen einen liberalen Schallebrecher aufreht.

Er muß unrentable Bahnen nach Maßstab der Kosten (Klätting), muß sich von Landfahrern festspielige Umwege vorschreiben lassen (Kirchweidach), muß Winterwäldern Verab- sachen genehmigen, bloß weil sie ultramontan wählen, muß Tausende hinauswerfen, um für schneidende Weidweide einige Hunderte zu er- halten, er muß sich von irgendwelchen ultramontanen Postgelehrten fleißigste Besuche gegen die Zerstörung von dem nächstliegenden Staats- weise Besuche in seiner Fahrplanausgabe gefallen lassen, und kurz und gut, er muß sein Nestort nach dem Gesellen von Reuten haben, die heute noch nicht wissen, was eigentlich in der Lokomotive darin ist, daß sie von selber läuft.

Wie soll der Mann sich dagegen auflehnen, daß ihm die Duldung des „Simplizissimus“ scheinlich verboten wird? Wenn er „nein“ sagt, stellt vielleicht irgendein Kammer in Reichsbahnen den Antrag, die Zurechnung wieder aufzuheben, und die Majorität des Landtages würde sichtlich die ultramontanen Wünsche eines Ober-, Unter- oder Niederbayerischer Senzitäten höher bewerten als die Verbindung mit dem Hafen von Triest, von der sie sich sowie nichts Rechtes

### Ludwig Knaus.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag.

Es ist eine große Chance für einen Mann, seine Entel zu erleben. Schön ist zweifelhaft: Vater denkt und spricht anders, und man muß sich damit auseinandersetzen; es ist das Segenerische, gegen das man sich zu behaupten hat. Entel sind aber meistens gut: Großvater denkt und spricht reichlich noch viel mehr anders, aber das ist ohne Konsequenzen; man empfindet einen gewissen fremdbartigen Reiz an seinen Behauptungen und oft eine Gemeinlichkeit gegen Vater.

Diese Erfahrung aus der Familie gilt auch für das öffent- liche Leben, für das Verhältnis der Generationen in fast allen Zeiten. (Vielleicht könnte man die ganze Geschichte der Menschheit an starren darstellen, wenn man sie als einen Kampf der ungeraden mit den geraden Generationen auf- faßt.)

Was das mit Ludwig Knaus zu tun hat? Nun, er ge- hört eben in die Großvätergeneration, und wir sind die Entel- generation. Es ist wohl das Beste, was wir an diesem feinen Ehrentage tun können, wenn wir uns klar zu machen suchen, was das in diesem besonderen Falle bedeutet.

Der junge Knaus trat, als er vor nun gerade sechzig Jahren — sechzig Jahren! — mit seinen ersten Bildern auf, in das Zeitalter des Gefalles feiner Zeitgenossen. Währendes und Weiteres aus dem Leben der Bayern, das man damals in einer Epoche die vor sich selbst bis in die fernsten Fernen der Zeit und der Erde flos, sehr romantisch als das Schöne und Bessere fühlte, mit großer Lebhaftigkeit erzählt in anmutigen Formen, in leuchtendem und harm- nolischem Anmut darstellte: die ganze Welt jubelte dem jungen Deutschen zu. Die ganze Welt: es ist nicht übertrieben. In Paris, dem damals noch unbestrittenen Vorort der Kunst, gab man dem vierundzwanzig- jährigen, durch niemand protegierten Fremden die zweite und ein paar Jahre später die erste Medaille, und Amerika erfahnte seine Hauptwerke. Ein Erfolg, der etwas Märchenhaftes hat, und der sich bei keinem anderen Meister wiederholt. Verli- häte von Paris aus dasfelte erreichen können, als einziger, wenn er dort geliebt wäre.

Nun die Generation der Entel. Vor dreißig Jahren. Die wollten etwas ganz anderes: Wahrheit war ihnen

wundern, und was ihn in die Linie unserer Entwicklung stellt, wenn wir sie nach rückwärts verfolgen.

Knaus: er hat für ein paar der schönsten Bilder des Jahrhunderts gemalt. Und wenn wir seinen Namen aus- sprechen, denken wir nicht mehr an die Schwächen und an die Schwächen, sondern wir fühlen den Reiz dieser edlen Farbenwirkung auf der Neugier, wie wir, wenn ein guter Wein genannt wird, seinen Geschmack auf der Zunge haben.

Und in der Dankbarkeit dafür sehen wir den prächtigen alten Herrn mit Freunden an, wenn wir ihn begegnen. Es ist eine feine und behagliche Atmosphäre um ihn wie um manchen seiner Altersgenossen, die wir zu gehen eben so geneigt sind wie die guter Räume aus Großvaterzeit. Wir haben und brauchen es für alle Tage heller, luftiger, fähiger, schärfer, aber gerade deshalb . . .

Fritz Stahl.

### Ein Schweizer Hochgebirgsroman.

Von [Redaktion verboten]

J. C. Hoer.

Die Schriftsteller geht in der Schweiz auf hartem Boden, in einer Landschaft aber ist sie doch ein ausgezeichnetes Material. Und sie ist, wie bereits die Klaffter erkannt haben, durch Natur und Volk ein unerschöpflicher Born edler dichterischer Stoffe. Auf engem Raum ein überaus reiches Reichum! Die großen poetischen Ideale des Landes beruhen nicht bloß darin, daß die Bergwelt über seine Täler und Gauen fließt, die Sturzabfälle das Lieb ewiger Schöpfungsaft, die Gassen und Straßen stellen sich in ihren Szenen bewegen, unter Gassen und Bergwäldern die Paradiese des Südens haben; — sondern der dichterische Reiz der Schweizer Gegenden liegt vor allem darin, wie sich der bald amütsigen, bald er- habenen und sichershaft gewaltigen Natur die Lebensbilder einer uralten menschlichen Kultur verbinden, die in ebenjohigen Gegenständen spielt wie die Ge- hall des Landes. In Gärten wie Zürich und Gené und Paris erinnert man, an den Stromläufen eine industrielle Tätigkeit, die mit ihrem Handel die Welt umflutet, in vielen fernen Tälern aber noch eine bedürfnislose, bäuerliche Eigen- wirtschaft wie zur Zeit, da Königin Vertha durchs Land tritt